

# Das Unterhaltungs-Blatt

## Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 204.

Montag, 2. September.

1929.

(17. Fortsetzung.)

### Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Derken-Hünfeld.

(Nachdruck verboten.)

Dieser Teppich wurde von zwölf indischen Fürstentöchtern zu einer Zeit verfertigt, da noch kein Eroberer den heimischen Boden ihres Vaterlandes betreten hatte. Er ist so alt wie die ältesten Tempel Bengalens und seine Farben leuchten durch alle Ewigkeit. Auf azurblauem Grunde flammt in goldener Schrift das Zeichen des Voghi: Die Purpurschnecke verblutete, um mit ihrem kostbaren Saft den gewirkten Rand in unvergängliches Rot zu tauchen. Nur jungfräuliche Hände durften ihn berühren, so lange das Werk noch unvollendet, und er war zum Geschenk für einen mächtigen Gott bestimmt. Aber da geschah es, daß böse Mächte den Faden verwirrten, und die jüngste der zwölf Fürstentöchter einem Unfreien ihre Liebe schenkte. Die goldene Schrift, das Zeichen des Voghi, verlor am hellen Tage ihren Glanz. Und erst zu der Stunde, da die Seele der Abtrünnigen geläutert den Flammen entstieg, erschien das heilige Zeichen von neuem auf dem blauen Grunde. Seine Bedeutung hatte sich aber auf rätselhafte Weise verwandelt. Die Glücksverheißung war an dunkle Voraussetzungen geknüpft. Nur wer den Teppich des Voghi mit List oder Gewalt seinem jeweiligen Eigentümer entreißt und in seinen Besitz zu bringen versteht, wird die unerhörte, ihm innewohnende Wunderkraft an seinem Leib und Leben erfahren. Glück oder Unglück, Segen oder Fluch. Keiner wird es vorher wissen, und doch wird niemand der übermenschlichen Lötung widerstehen, dessen Auge ein einziges Mal auf das strahlende Wunderwerk fiel. Man brachte den Teppich dem Gott des Lichts dar und in der ersten Nacht wurde er gestohlen. Unzählige Male wechselte er den Besitzer, denn viele der unrechtmäßigen Eigentümer machten es den anderen Dieben leicht, weil sie froh waren, ihn wieder los zu werden. An ihnen schien sich die Glücksverheißung nicht erfüllt zu haben, wohl aber das Verhängnis. Nach langen Irrfahrten fand ein Mann aus der niederen Kaste eines schönen Morgens den Teppich, von dessen Bedeutung er keine Ahnung hatte, über den Bambusstäben seines Hofzaunes hängend vor. Freudig nahm er die Gabe als Geschenk des Unerforschlichen, verrichtete sein Gebet auf dem Teppich und konnte sich nicht satt sehen an den Farben, welche die dunkle Hütte mit ihrem Himmelsglanz erfüllten. Er rief Frau und Kinder herbei und vermochte zu seinem Glück das Zeichen des Voghi nicht zu entziffern. Die Familie erfreute sich von Stund an eines wachsenden Wohlstandes.

Kleine Nase, dies alles erzählte mir der Mann, der mir den Teppich zum Verkaufe anbot! Muß ich Dir erst sagen, daß er ihn der glückseligsten Familie entwendet hatte? „Es wird Zeit, daß nun andere des Glückes teilhaftig werden“, lachte er häßlich, „wenn ich bis zur Mittagsstunde nicht dreihundert Denar auf den Tisch meines Gläubigers lege, hängen sie mich auf. Ich weiß, du erwirbst Seltenheiten und kostbare Dinge aller Art. Dein Schiff hilt schon die Segel, um diese Küste zu verlassen, nie wird man Dich wieder in unserer Zone begrüßen. Was hast Du zu fürchten? Errette einen armen Teufel von dem schmachvollen Tode und probiere die Wunderkraft des Teppichs an eigenen Leibe. Ist es nicht seine Bestimmung, immer und immer wieder gestohlen zu werden? Auch Dir wird man ihn einst stehlen . . . sieh nur, wie prächtig er ist, wie seine

Farben brennen, wie seine Seide flirrt von Gold und Silber und den Splintern echter Steine! Schnell, schnell, kaufe ihn, bevor man mir den Strick um den Hals legt —“

So beschwor mich der schwarze Schurke, der sich oben drein das Gesicht mit roten Strichen und Ringen überlescht hatte.

Und ich erlag der Versuchung. Um billige Gründe, sich zu entschuldigen, ist man nie verlegen.

Wenn nicht ich, so kaufte ihn ein anderer. Gestohlen war er nun einmal. Hier zu Lande nahm man es nicht so genau — die meisten Karitäten, die unsreinem so angeboten werden, sind von nicht ganz einwandfreier Herkunft. Außerdem hatte ich es in der Hand, ein Menschenleben zu retten. Ich begann, meine Tat für eine von Gott gewollte zu halten, um die man mich noch loben müsse.

Der Rotbemaalte drängte, bettete, und ehe noch die Sonne eine Spanne höher gerückt war am weißlich-glühenden Himmelsbogen, knüpfte er das Geld in sein schmutziges buntes Tuch, und ich ließ mein Eigentum mit der Hast des bösen Gewissens von zweien meiner Schiffsjungen in meine Kojen schaffen.

Noch in derselben Nacht verließ der „König Saakon“ für immer die verhängnisvolle Küste. Auf der ganzen Fahrt durch die indischen Gewässer waren wir vom herrlichsten Wetter begünstigt. Eine frische Brise schwellte die Segel, und ich gab mich nur zu gern dem Glauben hin, dies unvergeßliche Seemannswetter sei dem Teppich zu verdanken, der in schwarzes Wachstuch eingnäht in meiner Kojen lag. In der Form glich das große Paket einer Leiche, die bereit ist, in die See versenkt zu werden. Oft war ich nahe daran, es als solche zu betrachten und darnach zu handeln. Da brachte ich es in letzter Stunde nicht über mich.

Wir kreuzten nun noch in verschiedenen südlichen Gewässern. Im Hafen von Smyrna lernte ich ein griechisches Mädchen kennen. Zoraide, die Tochter eines Kaufmanns. Gegen den Willen der Eltern folgte sie dem blonden Riesen vom Norwegerland in seine Heimat. Wir heirateten uns, die wir einander beinahe noch fremd waren, unter dem Zwang einer Leidenschaft, die uns aller Überlegung beraubte. Ich glaubte die Verheißung des Teppichs an mir erfüllt zu sehen.

Aber Zoraide weckte dahin. Die Sehnsucht nach den leuchtenden Wassern von Smyrna, nach dem warm pulsierenden Leben der in Heiterkeit getauchten Hafenstadt fraß ihr am Herzen.

Jetzt erst wagte ich es, den Teppich vor ihr zu entfalten, damit sie sich an seiner Farbenfreudigkeit ergötze. Stundenlang sah sie davor und murmelte seltsame Dinge in ihrer Sprache, die ich nicht verstand.

Im Frühling schenkte Zoraide mir einen Sohn, einen blonden Erben, und nahm selbst für immer Abschied von dem Lande, in dem sie nur als Fremdling gelebt, geliebt und gelitten hatte. Sie starb und verlangte in ihrer Todesstunde — nach dem Teppich. Ich glaube, sie hielt ihn für ein Stück des blauen Himmels von Smyrna.

— Der Teppich! . . .

Doch das Kind gedieh, ein echter Sohn Norges, derb und rauh; er trat in die Fußtapfen seines Vaters, umsegelte die Welt und setzte sich blutjung im Städtchen



Sandvigen am Sandesfjord als Kaufmann fest. Heiratete eine Tochter aus gutem Hause. Das waren Deine Eltern, Aase.

Sie kamen beide bei einer Sturmflut um, die das arme Land heimfuchte.

Meine alte Schwester nahm sich Deiner an.

Du solltest mit mir nichts zu tun haben, denn noch immer besaß ich den Teppich.

Ich wartete auf den Segen.

Um diese Zeit fiel mir Frognersnäs zu. Eine Fügung des Himmels!

In der Einsamkeit, der schauerlichen Weltabgeschiedenheit dieses Hauses, das, wie man mir sagte, von allen gemieden wurde, begrub ich meine Trauer, meine Erinnerungen, meine durch Jahre hin angesammelten Schätze und — den Teppich.

Mein letzte Hoffnung bestand darin, daß sich ein Dieb finden werde, der mich von ihm befreie. Ihn einfach ins Meer zu werfen oder ihn sonst zu zerstören, wagte ich nicht. Ich fürchtete, die Brandung würde ihn wieder ans Land spülen.

Aber ich wagte noch ein Letztes, indem ich vor meinem endgültigen Abschied von der Welt Sorge trug, die Geschichte des Teppichs und den Ort seines Aufenthaltes bekannt zu machen; in Seemannskneipen und Hafen-Spekanten wußte man davon, solche Gerüchte sind wie Algen, sie vermehren und verbreiten sich mit unheimlicher Schnelligkeit, an den Herdfeuern der guten Familien hieß es bald: Habt ihr es schon gehört.

Dies alles half mir nichts. Es fand sich keiner, der zugleich Held und Räuber gewesen wäre, den Dingen auf den Grund zu gehen. Um einen Teppich wollte der Schlechteste nicht seine Haut riskieren. Ein Kasten voll Geld, das wäre eher der Mühe wert gewesen.

Ich besitze ihn noch. Der Teppich ist unzertrennbar von mir, wie eine zweite Haut. Nur der Tod wird mich frei machen.

Sie sagen, ich sei wahnsinnig?

Wie wärs, wenn ich ihn auf einen hohen Felsen schaffte und ein Feuer anzündete, das ihn bis auf die letzte Faser zerstörte?

Siehst Du, das kann ich nicht.

Ich habe allem entsagt. Die Hände zuden mir, Dein kleines Antlitz mit den Mandeläugen meiner Joraida zu umfassen und emporzuheben und in Deinem unschuldigen Blick Erlösung zu suchen von allem Leid und allen Sünden der Erde. Aber ich fürchte, meine Berührung wird Unheil heraufbeschwören über das Haupt meiner Enkelin.

Da ich dies schreibe, zählst Du genau vier Jahre.

Ich bleibe meinem Vorsatz treu, auch wenn ich noch ein Menschenalter leben sollte. —

Zwanzig Jahre später.

Wir sind noch da, ich und der Teppich.

Von Dir hört man das Gute: Du bist schön, denkst kaum daran, daß irgendwo ein alter einsamer Mann Deines Blutes noch atmet, und hast einen Gatten genommen. Meine Schwester hat das weisse eingerichtet.

Wo sind die Abenteuer meiner Jugend! Kleine Aase, spürst Du ihn nie in der stürmischen Bollmondnacht, den Tropfen Blut, der aus meinen Adern in Deine hinüberrollte? Macht er Dir nie zu schaffen, wenn die eiförmigen Stunden des gutbürgerlichen Hauses Tage und Wochen und Monate lang einander folgen, wie aufgereihte Kugeln aus einer Drechslerwerkstatt?

Es gewährte mir ein seltenes und mich immer wieder verjüngendes Vergnügen, wenn ich daran denke, wie einst Dein Fuß diese Schwelle überschreiten wird. Wie Dir aus jedem Winkel ein Stück vom Wesen Jens Kraafs entgegenspringt.

Und endlich: Der Teppich.

Wenn Du mein Andenken von diesem Verhängnis zu befreien vermagst, kleine Aase, so will ich Dich im Grabe darum segnen.

Ich werde nun nie wieder in diese Blätter schreiben. Meine Augen sind alt geworden und die Hand unsicher, die kaum mehr eine Feder führen kann.

Auch will ich die Papiere wohl verstecken, wo die Gier nicht nach Schätzen graben wird. Sollte die Vorlesung es so bestimmen, findest Du sie zur rechten

Stunde so gewiß, als sie offen vor Dir auf dem Tische lägen.

Nun farvel, kleine Aase.

Jens Kraaf.

Aase faltete die Hände über dem Manuskript und schloß die Augen. Sie spürte die Nähe des Mannes, der ihr zeitlebens ein Fremder geblieben und zu dem doch Unausprechliches sie hinzog. Zu spät.

„Großvater“, sagte sie vor sich hin und lächelte.

Doch Trolla brannte vor fieberhaftem Eifer. Jens Kraaf war ja nun tot, ihm war nicht weiter zu helfen.

„Der Teppich“, flüsterte sie, Aases Arm leicht schüttelend, wie um sie zu erwecken. „Wir müssen uns sofort daran machen, ihn zu suchen. Durch ihn gelangt die Frau zu Glück, Reichtum und Ehren — und keine Minute ist zu verlieren.“

Aase sah sie sonderbar an.

„Wir brauchen ihn nicht mehr zu suchen, gute Trolla.“ „Wie meint die Frau das?“

„Ich habe den Teppich gesehen. Ich habe mich damit zugedeckt, und er schützte mich vor Kälte. Aber nun ist er fort. Des Großvaters heißester Wunsch ist in Erfüllung gegangen: Der Teppich wurde mir gestohlen.“

Trolla schlug die Hände über dem Kopf zusammen und reckte dann hoch die Arme, als wollte sie den Himmel anklagen.

„Oh Unglück über Unglück! Wie konnte das geschehen? Warum hat die Frau nicht Anzeige erstattet? Vielleicht ist es noch nicht zu spät — oh, hätte ich das früher gewußt!“

Aase umklammerte beide Hände der Alten und drückte sie auf einen Stuhl nieder.

„Schweig, Trolla! Ich verbiete dir, je dieses Teppichs mit einem Worte zu erwähnen — wenn du den Mund öffnest und ihm das Geheimnis entslüpfen läßt, werde ich mich für immer von dir trennen — ich verbiete dir auch, Fragen an mich zu stellen, oder nach weiteren Erklärungen auf der Lauer zu liegen — hörst du, Trolla?“

Die Alte kniff die Lippen zusammen. Die Augen bildeten einen schmalen Spalt. Sie kämpfte schwer mit sich. Dann entspannten sich ihre Züge und die gewohnte Freundlichkeit breitete sich über das Koboldgesicht aus.

„Es ist spät geworden. Soll ich der Frau den Schlaftrunk herrichten von meinem Kräutertee?“

Aase wollte antworten.

Da warf Trolla plötzlich die Schürze über Jens Kraafs Manuskript, das noch auf dem Tische lag, und nahm die starre Haltung eines Tieres an, das Gefahr wittert. Ihr ganzes Wesen bekam etwas Tierähnliches.

Aase wagte nicht, sich zu rühren.

Zu gleicher Zeit stieß Sture in der Küche, wo er noch immer eingesperrt war, ein kurzes, pfeifendes Geheul aus.

„Es ist nichts“, murmelte Trolla, ging hin und ließ den Hund herein, der sich eigentümlich gebärdete. Mit gesenktem Schweif lief er die vier Wände entlang, horchte hinaus und wedelte dann freudig erregt. Zuletzt stellte er das Wedeln ein und legte sich enttäuscht beim Feuer nieder.

„Ich hätte darauf schwören mögen“, sagte Trolla mißtrauisch, „daß ich einen Schritt gehört habe. Es können aber auch die Tropfen sein, die aus den schadhafte Dachtraufen sickern. Dies Haus ist ja eine Ruine.“

(Fortf. folgt.)

## Mutter und Kind.

Die Mutter singt ein Märchen  
Von Gottes güldnem Schretn.  
Das klingt wie Orgelharfen  
Im Kirchendämmerchein.

Das Kind auf ihrem Arme  
Hört still versonnen zu  
Und schließt dann seine Augen  
Zur träumefüßen Ruh'.

Die Mutter und das Kindchen:  
In unsrer lauten Zeit  
Sind sie das leise Wunder  
Der Gottverbundenheit.

Ernst Bergfeld.



## Der Andenpilot.

Skizze von Eitel Raver.

Flugplatz Concepcion liegt auf der großen Hochebene zwischen dem weißen Wall der Anden und dem Durcheinander der weißen und gelben Bauten, das die Hauptstadt der Republik ausmacht. Vor Jahren ist nichts als karger, harter Sandboden hier gewesen, und als die Deutschen sich hier den Mittelpunkt für ihr neues Flugzeug gewählt haben, da konnten sie die Grenzfähigkeit so weit stecken, wie sie wollten. Zwei lustige Fliegerschuppen und ein paar handfeste Baracken, das ist vorläufig noch die ganze Herrlichkeit auf dem Rollfeld.

Die meisten Piloten und Monteure sind heute unten im Tal. Die klapperbeinigen Autos haben sie zur spanischen Over gebracht, denn viel Abwechslung ist hier draußen nicht zu haben.

Die Wache hat Wöllinger, der als erster Pilot ins Andenland ging und den die Indios bei Concepcion den „ganz großen Zaubermann“ nennen. Von den Bergen herunter stäubt es scharf und eifrig durch das Vorland. Der Sand vom Rollfeld pridet gegen die Fenster.

Wöllinger liegt lang auf dem Ledersofa und denkt an Deutschland und an die Zeit, wo er Kampfflieger im Westen war. Er sieht sich noch als Autoschlosser und Arbeitsloser nach dem Kriege.

Nun ist das ja alles in weiter Ferne . . .

Er hört Garcia draußen aufgeregter reden und sieht nach der Armbanduhr. Teufel, schon zwei Uhr. Nun ja, morgen ist Sonntag, dann wird nicht geflogen. Warum sollen die Kameraden nicht länger ausbleiben! Die Tür springt auf, Garcia steht da, der kleine Mischling, der Monteur und Mann für alles hier ist. „Sennor, ein Herr möchte Sie dringend sprechen . . .“

„Führ ihn herein!“ Mechanisch knöpft Wöllinger seinen Dienstreis zu, und das „Eiserne erste“ gleitet ihm durch die Finger.

Der da hereinkommt, scheint ein ernster Mann zu sein. Die Stirn ist hoch, und seine Augen verraten Weltkenntnis. Das Haar an den Schläfen ist schon leicht ergraut.

„Sie werden entschuldigen, Sennor Pilot, daß ich Sie jetzt aufstöbere. Mein Name ist Doktor Jimenez, und Sie wissen vielleicht, daß ich Regierungsarzt für die Seuchengefährdung bin. Ich sah Sie oft, wenn Sie über unser Land flogen, und ich habe Vertrauen zu Ihnen, Sennor Wöllinger. — Wir haben da heute durch Boten Mitteilung bekommen, daß oben in den Andendörfern der Indios Seuche ausgebrochen ist. Ich habe den Koffer mit Serum mitgebracht und möchte Sie fragen, ob Sie mich hinbringen wollen.“

Wöllinger horcht auf. Er holt die Karten heraus, und sie sitzen zwei, drei Stunden dabei. Der Arzt zeigt auf den wunden Punkt der Sache. Es ist nur eine ganz kleine Alpe da oben, wo man einen Fallschirm mit den Medikamenten abwerfen könnte. Er selbst — nun er würde auch abspringen, denn ohne den Arzt nützt doch den Indios das Serum auch nichts.

Wöllinger schüttelt den Kopf, er begreift die Tapferkeit des Doktors. „Haben Sie schon einen Absprung gemacht?“ „Nein — aber es muß gehen.“

Da jagt der Deutsche eine Weile nichts, dann knurrt er kurz: „Legen Sie sich bei uns etwas schlafen. Wenn es Morgen ist, dann werde ich Sie wecken, und wir wollen versuchen, einen Weg zu finden.“

Er läuft selbst mit Garcia und dem jungen deutschen Motorenschlosser hinaus und pukt keinen Silbervogel für den großen, waghalsigen Flug. Die anderen kommen nach Hause und helfen mit. „Schaffen müssen wir es“, sagen sie alle.

Hinter den Riesentürmen der Kordilleren steigt die Sonne empor, Südamerika wacht auf. Sie proben den Motor.

Die Kiste wird verladen. Dr. Jimenez ist schon gerüstet. Regierungsbeamte sind gekommen, die den Start sehen wollen. Nun ist es so weit. Der Propeller schlägt ein paar Mal lustlos herum, dann facht die Energie dahinter, er jagt und peitscht heulend. Dr. Jimenez sitzt regungslos hinter dem gelben Schubfenster. Wöllinger gibt das Zeichen zum Start, und die Blöde klatschen zur Seite. Das deutsche Südamerika-Flugzeug „Bolivar“ jagt über den Platz von Concepcion.

Die Blöde hatten auf den Rädern. Jetzt werden sie in die Höhe gerissen, und „Bolivar“ sattert leicht in der Luft. Eine Kurve und noch eine. Wöllinger fliegt auf dem Höhenmesser Siebenhundert.

In mattem Grün liegt die weiße Metropole, an den Anden zerpringen die Wollen, und Concepcion — ach, das ist nur noch ein ganz kleiner Flecken da unten. —

Gerhard Wöllinger hält guten Kurs und gewinnt

mächtig an Höhe über dem Vorland. Es ist sehr kalt hier oben. Der Propeller singt hell. Eine Zeitlang ist Jimenez ganz abgelenkt von dem herrlichen Ausblick auf sein weites, bergiges Vaterland. Das da wird San Juan sein, da hört die Bahn auf, und die von dort zu den Bergen wollen, müssen mühsame Karawanenzüge wählen. Der weiße Fleck ist das Kloster Guadalupe der Karmeliterinnen. Wie weit ist das schon vom Weg! Jetzt stößt ihn Wöllinger an und zeigt auf einen Abschnitt der Anden.

Jimenez nickt eifrig. Da müssen die Siedlungen der Indios liegen . . . Und wieder klettert der „Bolivar“, und zwischen ihm und das Land hat sich schon ein dünner, glänzender Schleier gelegt.

Sie sind mehrere Stunden unterwegs, und jetzt erst kommen die großen Schroffen ganz nahe. Wie das doch täuscht aus der Ferne!

Und dann spielt sich etwas ab, was Jimenez erst gar nicht verstehen kann. Wöllinger geht tiefer und sucht nach der kleinen Alpe. Aber er gibt dem Doktor kein Zeichen zu springen. Das dürre Grün liegt schräg unter ihnen. Jetzt erst — da sie den Felsen nahe kommen — spürt Jimenez, wie rasend das Flugzeug durch die Luft jagt.

Indios aus den Bergsiedlungen sind auf der Alpe, und sie jagen zur Seite, als der Vogel sich auf sie herabsenkt.

Und jetzt! Es, als hielten alle die Menschen den Atem an.

Gerhard Wöllinger prüft noch einmal den Motor, dann wagt er es . . . das große Stück. Der Motor wird gedrosselt, „Bolivar“ stößt auf den Boden und schießt ein Stück über die schmale Bergwiese. Dann steht der Propeller, und Jimenez klettert heraus. Er zittert vor Aufregung und Begeisterung und drückt dem Piloten die Hand: „Sennor Wöllinger, das war ein königliches Stück. Aber Sie können hier nicht wieder starten. Sehen Sie, die Alpe ist so klein.“

Wöllinger hilft ihm bei der Ausladung, und die Indios sehen scheu auf den Riesen, den Wundermenschen, der ihnen aus dem Himmel die Hilfe gesandt hat. Der Dorfälteste, der nur schlecht Spanisch spricht, wagt es, zu ihm zu kommen: „Herr, wir sind dir sehr dankbar.“

Es ist etwas von der Art der alten Patriarchen an ihm.

Dann beratschlagen sie, und Jimenez bringt die Burschen zusammen, die den „Bolivar“ an die Stelle schieben, von der es den weitesten Anlauf gibt. Zehnmal läuft Wöllinger über den Platz und mißt aus. Dann läßt er wieder den Motor anspringen und horcht eine Zeit auf seine Musik, es stimmt, es ist kein Fehler zu spüren. Nun — dann los!

Der Motor bellt, daß die Bergwände widerdröhnen. Da kommt Bewegung in die Räder. Wie ein Pfeil jagt der Aeroplan. Es ist nur noch ein schmaler Streifen Land vor dem Bug, da reißt Wöllinger am Höhensteuer.

Schräg klettert der Vogel herauf, er zieht eine kleine Schleife. Jimenez und die Indios schreien und winken wie toll. Dann streicht er ab. Die Riesen der Anden bleiben in seinem Rücken.

Am nächsten Tag macht „Bolivar“ wieder den regelmäßigen Postflug mit den andern zusammen. Aber sie sehen es doch, was Wöllinger geleistet hat. Da kommt der Bericht von Jimenez, ferner die Ordonnans des Grenzkommandanten.

Und die Indios in den Bergen erzählen von Dorf zu Dorf die Geschichte von dem blonden Riesen, der ihnen Hilfe brachte in der Not.

## Bill hat eine Idee.

Von Peter Mon.

In der kleinen Ortschaft am Redar stand Bill ganz unerwartet im Brennpunkt allgemeinen Interesses. Die Ereignisse, die ihn betrafen, überstürzten sich geradezu. Habt ihr's schon gehört? Bill aus der Glodengasse hat eine Erbschaft gemacht.

Tatsache, er hatte von einem sagenhaften Onkel zwanzigtausend Mark geerbt. Er bekam sie sogar ausgezahlt. Ohne Abzug. — Es war wunderbar.

„Was willst du mit dem vielen Gelde machen, Bill?“

„Oh, ich habe eine Idee.“

„Eine Idee? Das wäre das erste Mal.“

„Wartet's ab, Kinder!“

Am nächsten Morgen hieß es: „Wißt ihr schon das Allerneueste? Bill wandert nach Amerika aus.“

Wenn das die Idee war! Bill verriet es jedenfalls nicht. — Drei Wochen später passierte er die Zollkontrolle in New York.

Passagiere dritter Klasse, zumal wenn sie in so vernachlässigter Kleidung das freieste Land der Welt betreten, haben immer etwas Anrüchiges.

„Zu welchem Zweck reisen Sie?“ fragte der Beamte. 1



„Zum Vergnügen, mein Herr.“  
 „Etwas zu verzollen?“  
 „Nein.“  
 Ein paar energische Griffe in Bills altmodischen Reisetasche. Der Zollbeamte hielt eine Perlenkette in der Hand.  
 Bill lachte.  
 „Das sind mindestens 150 Perlen!“  
 „168 genau“, antwortete Bill.  
 „Dieser Betrug kostet Sie ein Vermögen!“  
 „Wirklich?“  
 „Folgen Sie mir!“  
 „Gern.“  
 In der Zolloffice wanderte Bills Perlenkette von Hand zu Hand. Wurde sachte nachgeprüft.  
 „Ist denn unechter Schmuck zollpflichtig?“ fragte Bill nach.  
 „Spielen Sie nicht das Greenhorn, Herr. Die Kette ist echt.“  
 „Um so besser.“  
 „Sie haben 4000 Dollar Zoll zu bezahlen.“  
 „Woh!“ sagte Bill. Es war das einzige Wort, das er richtig aussprechen konnte, und blätterte das Geld in Scheinen auf den Tisch.  
 Jetzt lachten die Beamten.  
 Bill wurde ärgerlich. „Sie hatten mir selbstverständlich für Ihren Irrtum! Und bitte, geben Sie mir eine schriftliche Bestätigung, daß ich für eine echte Perlenkette 4000 Dollar Zoll bezahlt habe.“  
 „Die Quittung sollen Sie gern haben.“  
 Bill war entlassen. Er nahm sich kaum Zeit, in einer Cafeteria zu frühstücken, dann betrat er den vornehmsten Juwelierladen in der 5. Avenue.  
 „Ich möchte Ihnen gern eine Perlenkette verkaufen, Mr. Both. Ich bin leider dazu gezwungen, da ich durch den Irrtum eines Zollbeamten um meine ganzen Ersparnisse gekommen bin.“  
 Mr. Both betrachtete das Schmuckstück. „Ihre Papiere sind in Ordnung, mein Herr?“  
 „Bitte, hier.“  
 Mr. Both untersuchte die Kette drei Minuten lang durch die Lupe, dann erklärte er: „Leider sind die Perlen unecht.“  
 „Oh“, sagte Bill, „und ich wollte Ihnen das Objekt für 20 000 Dollar verkaufen.“  
 „20 000?“  
 „Bitte, ich will nicht drängen. Wenn es Ihnen recht ist, komme ich nachmittags wieder. Sagen wir um 15 Uhr.“  
 „Ich möchte die Kette nochmals sehr genau untersuchen.“  
 „Behalten Sie sie hier, nur geben Sie mir eine Quittung.“  
 Der Juwelier, misstrauisch: „Wenn ich schreiben darf Perlen zweifelhaften Ursprungs?“ — „Wie Sie wollen.“  
 Um 15 Uhr kam Bill wieder. Mr. Both hatte geschworen, daß er sich nicht nochmals bliden ließ.  
 Der Gehilfe wollte ihn abfertigen. „Mr. Both meint...“  
 Bill war nicht interessiert, zu erfahren, was der Juwelier meinte. „Ich möchte nur meine Kette abholen, mein Herr. Ich habe einen anderen Käufer dafür gefunden.“  
 Jetzt erschien auch Mr. Both wieder hinterm Ladentisch. „23 000 kann ich bar bekommen, Mr. Both.“  
 „Dreht mich für Sie. Ich kaufe sie nicht.“  
 Bill erregt: „Wenn Sie einen so lächerlichen Preis dafür nicht anlegen wollen, müssen Sie doch wohl der Ansicht sein, daß die Perlen unecht sind. Sie wagen es also, meine Ehrlichkeit in Zweifel zu ziehen.“  
 „Ah, eine Erpressung!“  
 „Sie haben die Polizei ja doch längst benachrichtigt, Mr. Both.“  
 „Darin täuschen Sie sich nicht, mein Herr.“  
 „Dann werde ich gern warten.“  
 Der Juwelier wurde unsicher. „Was soll ich denn eigentlich tun?“  
 „Ich wünsche eine schriftliche Ehrenerklärung, Mr. Both.“  
 „Gut, ich werde es Ihnen bestätigen, daß ich die Kette für echt halte. Meine Kollegen fallen doch nicht darauf rein. Es nützt Ihnen also nichts. Hier, bitte.“  
 In diesem Augenblick erschien die Polizei.  
 Bill schmunzelte.  
 Mr. Both wütend: „Was wollen Sie denn noch? Nehmen Sie doch Ihre Kette und gehen Sie.“  
 „Mit dieser Kette nicht. Diese Perlen sind falsch.“  
 „Dann sind sie eben niemals echt gewesen.“  
 „Dah! Zum Glück habe ich mir die Echtheit meiner Perlen vorher amtlich bestätigen lassen. Lesen Sie nur!“  
 Mr. Boths Mienspiel verriet aufrichtige Bewunderung für Bill. Er hätte kein Dankes sein müssen, um nicht auch aus der völlig verfahrenen Situation noch seinen Vorteil zu ziehen.  
 „Ausgezeichnet. Ich kaufe die Kette.“

„Diese da?“  
 „Ja.“  
 „Die ist doch unecht!“  
 „Gleich. Hier ist ein Scheck über 25 000 Dollar.“  
 „Ich will Ihrer Ehrlichkeit vertrauen, Mr. Both“, sagte Bill.

Am nächsten Tage verklagte Mr. Both die New Yorker Zollbehörde auf 100 000 Dollar Schadenersatz, weil sie fahrlässigerweise die Echtheit einer unechten Perlenkette bestätigt hatte. Gleichzeitig klagte Bill gegen dieselbe Behörde auf Herausgabe des unberechtigt erhobenen Strafsolls. Dann kandelte er seinem besten Freunde in die Heimat: „Idee war gut. Sendet sofort 2000 Perlenketten wie bemustert.“

Und damit eröffnete er einen eigenen Laden unweit von Mr. Both in der 5. Avenue. Betriebskapital hatte er ja in Fülle. Und für geeignete Kellner brauchte er nicht zu sorgen. Ein anerkannter Fachmann und die New Yorker Behörde hatten ihm ja die Echtheit seiner unechten Perlen bestätigt. Die Originalbriefe lagen im Schaufenster aus.

Mehr kann man von unechten Perlen wirklich nicht verlangen. Nicht wahr?

## Cache Bajano!

Betteres aus dem Reiche der Musen von Karl v. Bondy.

### Die Wirkung.

Anton Pawlowitsch Tschchow und Maxim Gorki wohnten einst — es geschah noch im tiefsten Frieden — im weltberühmten Moskauer Künstlertheater einer Aufführung des auch bei uns bekannten Tschchow'schen Dramas „Der Kirschgarten“ bei. Nicht im Parkett, sondern hinter den Kulissen. Gegen Mitte des zweiten Aktes verließ Gorki seinem Freunde Tschchow einen unsanften Rippenstoß und wies auf einen Biedermann in der zweiten Reihe des Zuschauerraumes, der da den Schlaf der Gerechten schlief: „Das ist die Wirkung deiner Stücke auf die Besucher! Eine ehrlichere Kritik kannst du nicht verlangen.“ — „Du irrst dich, geliebter Freund“, erwiderte Tschchow gelassen schmunzelnd. „Der Mann wohnt der gestrigen Aufführung deines Kunstwerkes „Nachtschlaf“ bei und schläft eben heute noch!“

### Man kann auch „ohne“

In New York verstarb kürzlich der berühmteste Kritiker der Vereinigten Staaten, Matthews Brander. Seine bissigen Randbemerkungen überlebten den weit und breit gefürchteten Mann und sind in Amerika heute noch im Umlauf. Als ihm einst ein Freund die Kunde von den fabelhaften Leistungen eines einarmigen Klaviervirtuosen vermittelte, schien der Kritiker gar nicht erstaunt. „Einfach wunderbar, wie dieser Mann, dessen linker Arm amputiert werden mußte, sein Instrument beherrscht“, schwärmte der Freund. — „Das ist doch nichts Besonderes“, fällte Brander das Urteil. „Warum sollte nicht ein Mann ohne Arme Klavier spielen können, wo doch jahrein, jahraus Sängern und Sängerinnen ohne Stimme singen?“

### In der Mitte liegt die Wahrheit.

Der geistreiche und unverwundliche französische Dramatiker Tristan Bernard, der erst vor kurzem mit rund dreißig Jahren im Hafen der Ehe landete, besuchte gelegentlich einen weit jüngeren Kollegen, dessen Stücke neuerdings viel aufgeführt wurden. Die moralischen und materiellen Erfolge blieben naturgemäß nicht ohne Wirkung auf den jungen Titanen. Er ging in seiner Selbstüberschätzung so weit, daß er sein Glas auf das Wohl der „beiden größten Bühnenauctoren des Jahrhunderts“ leerte. — „Welche meinen Sie denn, mein Lieber?“ fragte ihn Bernard erstaunt. — „Die beiden, die sich im Augenblick in diesem Raum befinden“, lautete die selbstbewußte Antwort. — „Nicht doch“, meinte Bernard bescheiden und höhnisch zugleich ab, „ich glaube ja doch nur die Hälfte von dem, was Sie mir da erzählen...“

### Die Gedenktafel.

Der selbst wenig bescheidene Jüngling hatte ein anderes Mal mit Louis Verneuil Pech. Die beiden kamen auf einem kleinen Bummel an dem Hause vorbei, dessen Wand die Gedenktafel Boris Karl Hugsman's schmückte. Der junge Meister konnte nicht umhin, vor dem Hause stehen zu bleiben und pathetisch auszurufen: „Was wird wohl an der Tafel stehen, die man dereinst am Hause anbringen muß, in dem ich jetzt wohne!“ — „Nichts einfacher als das“, meinte Verneuil, „Möbliertes Zimmer ist zu vermieten!“